

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-338784](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338784)

„Treuer Freund, Euch danke ich mein Leben!“ sprach er bewegten Herzens.

Da richtete Schweiger seine brechenden Augen auf den Markgrafen und hauchte: „Grüßt mir die Heimat, Herr Markgraf! — Und die gnädige Frau Markgräfin! — Grüßt auch den Vogt vom Morgental — zu Bühl! — — Sagt ihm, — so Gott mir gnädig! — ich wär' — zu — Annen — gegangen —.“

Da tat ein edles Herz seinen letzten Schlag. Der Markgraf hob seines treuen Bühlers Leiche aus dem Sattel.

Das Gefecht endete als völlige Niederlage der Verbündeten. Denn bis das Fußvolk anrückte, waren die Fürsten alle gefangen und auf das Schloß zu Heidelberg abgeführt.

Dort setzte ihnen der Kurfürst eines Tages das bekannte Mahl ohne Brot vor.

Erst im folgenden Jahre erlangte Karl I. gegen schweres Lösegeld und Abtretung des badischen Anteils der Grafschaft Sponheim wieder die Freiheit.

Dem Priester und früheren Fürstehelfer Johannes Schweiger von Bühl ließ Karl I. zu Baden einen Denkstein errichten.

## Wenn Mann und Weib gleich sein wollen.

In einer der vornehmsten Budapester Festsäle, wo der Fechtsport unter den Frauen und Mädchen der ersten Gesellschaft sich eifriger Pflege erfreut, standen ein Herr der Gesellschaft und eine 18jährige Dame als Duellgegner einander gegenüber. Der Herr hatte über Damen eine Bemerkung gemacht und die 18jährige Dame schied ihm beleidigt ihre Sekundantinnen. Der junge Mann ernannte ebenfalls einen Kartellträger, und da die junge Dame auf dem Duell bestand, wurden Säbel ohne Bandagen vereinbart.

Die Gegner standen einander gegenüber. Die Sekundanten des Mannes suchten auf dem Fechtboden die Versöhnung herbeizuführen. Die Gegnerin bestand auf dem Zweikampf. Der junge Mann entblößte hierauf den Oberkörper und die Sekundanten forderten die Dame auf, sich gleichfalls zu entkleiden, da sie nach ihrer Vereinbarung ohne Bandagen zu fechten hätten. Das junge Mädchen erklärte die Erfüllung dieses Begehrens als unanständig und unmöglich. Die Sekundanten beharrten jedoch auf ihrer Forderung. Die Dame weigerte sich weiter. Der Vorfall endete nicht, wie in der

Operette mit einer Verlobung, sondern mit einer ernstlichen Auseinandersetzung, in deren Verlauf die kampfesmutige Fechterin in einen Weintrampf verfiel und die Waffe fortwarf. Die Gegner schieden unveröhnt.

Zeigt dieses Geschehen aus der modernen Gesellschaft nicht blitzartig, daß letzten Endes Mann und Weib doch nicht eins sind trotz Subkopf und Herrenmanieren bei den Damen, trotz Taillesschnitt und sichtbaren bunten Seidensocken bei den Herren? Und wenn immer sie im Sport den gleichen Treß tragen, die gleichen Sprünge tun. Zu tiefst innen sitzt etwas, das die Geschlechter scheidet. So wie an einen Mann niemals die Mutterchaft kommt, an ein Weib niemals das kernige, flammende Mannsein. In dieser Dame war das Weib noch nicht erstorben und es häumte sich auf in scheuer Scham, da die Schamhaftigkeit, des Weibes größter Reichtum, beleidigt werden sollte und sie nahm lieber die Beleidigung durch das Wort ungeschönt hin, als daß sie ihre Schamhaftigkeit durch die Tat beleidigt hätte. Merkt's euch, ihr lieben Kalenderleserinnen vor allem! K.

## o diese Fremdwörter.

Kommt eines Tages der Moserferdi, wo von seinem Eheweib getrennt lebt, zu seinem Herrn Pfarrer. Weil er nämlich, der Moserferdi, eine Hauserin hat, wo ihm gar nit übel paßt, möcht er sie auch gleich heiraten, aber — die Kirche kennt halt eine Ehetrennung nit. Nun alldiweil er von seinem ersten Weib nit getrennt ist, aber von ihr nit getrennt werden kann. — Eine verteilte Geschicht! — Da hat er dieser Tage etwas von kirchlicher Dispens gehört. Das könnte jetzt für ihn eine Hilf sein.

Am Schluß des eineweg recht umständlich ausgefallenen Vortrags fragt er, ob ihn denn, den Moserferdi, der heilig Vater nit desinfizieren könnt'.

Desinfizieren? — Desinfizieren? Der hochwürdig Herr loset nit schlecht. Hat aber einen

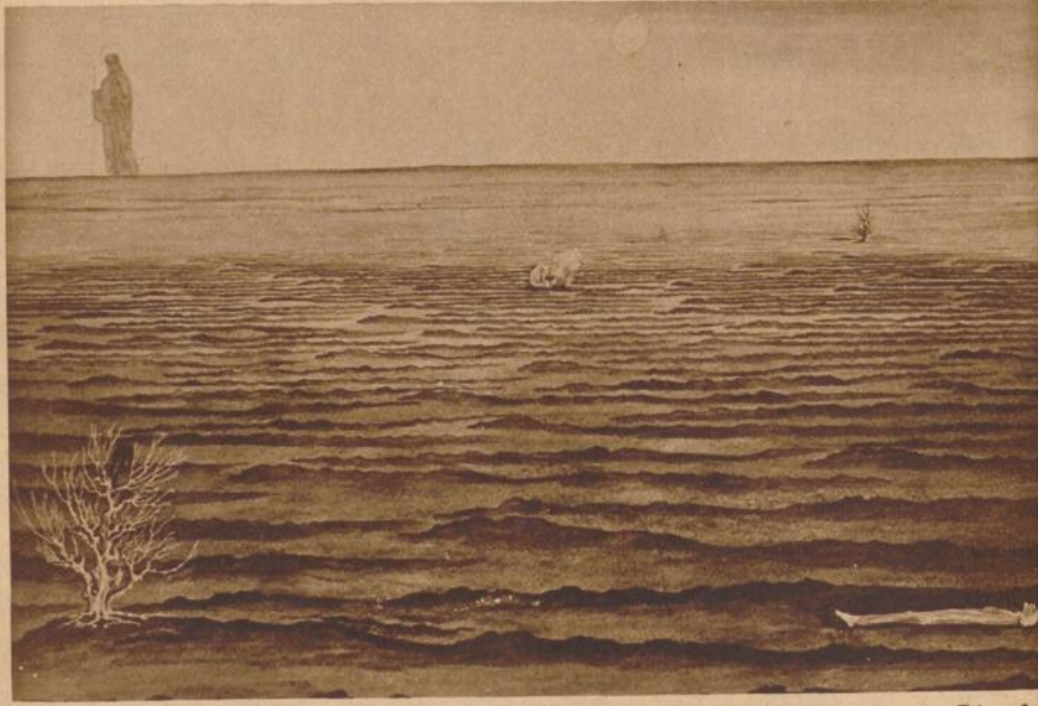
Schelm im Nacken sitzen und meint: „Desinfizieren? mir ist's recht. Desinfizieren kann ich euch schon, Moserferdi, wo ihr nun einmal vom Heirats-teufel infiziert (angesteckt) seid. Aber das besorgt nit der Heilige Vater, das geschieht vielmehr in der Stadt drinn, wo sie extra so Desinfektionsanstalten haben, wo ihr in einen Kessel voller Schwefelsud gesteckt werdet . . .“

Mehr brauchte der Herr Pfarrer nit zu sagen. Wo der Moserferdi sell von dem Schwefelsud hört, langt er seinen Deckel und macht linksunkehrt, als sei der Leibhaftige hinter ihm her und woll ihn jetzt auf der Stell schon in den höllischen Schwefelsud steden, vom desinfizieren aber, noch vom dispensieren, weil er beides für das nämliche hielt, hat er sein Lebtag nit mehr wollen wissen und auf eine Zweitheirat hat er gerne verzichtet. K.

## Zum großen Gott.

Drei Zeitbilder von A. Vetter.

Bilder gibt es, die es einem geradezu antun. Sie fallen nicht bloß ins Auge, sie greifen wie mit leisen Händen ans Herz und sprechen bis in den Grund der Seele hinein. Drei dieser Art (hab ich einmal gesehen) werden hier wiedergegeben. Dr. P. Rittinger ist ihr Meister. Und sie kommen einem vor wie laute Rufe an unsere Zeit, die selber wieder in ihnen abgespiegelt ist.



Das erste Bild.

Wenn man es so eine Weile auf sich wirken läßt, dann überläuft einen ein kaltes Erschauern. Wie da vorne nackt und bloß der Cote liegt, steif und lang, wie ihn der Gottesengel hingestreckt. Wohl lange schon. Der letzten einer scheint er gewesen in diesem erstorbenen Lande. Nur zwei Menschen sind noch übrig geblieben, die dort als Häuflein Elend um das schwelende Feuer kauern. Und zwei kahle Büsche verknoteten Gestrüpps starren gespenstisch in die grußtille, öde, weite Wüste.

Zuvor aber war hier gesegnetes Land, und es knospete aus den Furchen treibendes Leben. Warum jetzt so? Schau dort in der hintersten Ecke, dort wandert das Leben aus. Der gött-

liche Heiland geht fort von den Menschen, die sein Paradies in ein Grab der Sünde verwandelt haben. Wed und leer und tot muß sie werden, die weite, gottverlassene Welt.

So hat einst das Paradies aufgehört. Und nicht anders kam das Ende über Jerusalem. Und so weit man heute mit Recht den Untergang des Abendlandes befürchten muß, kommt es gerade auch von da her: man will den

Heiland zwingen, auszuwandern. Die Freimaurerei, das Judentum und der Sozialismus arbeiten unermüdt hin auf dieses schauerliche Ziel. Belzebub selber ist ihnen dabei Treiber, Schrittmacher und Handlanger. Gelegentlich auch einmal Tortänzer. Im schauerlichen Totentanz über die breiten Straßen der Unstlichkeit, der Geldsucht und Gewalttätigkeit, hinein in die Verelendung der Massen. Driüben in Rußland kann bereits schon ein Blinder diesen Kurs ablesen und seine einzelnen Stationen nachsehen, deren letzte sind: Jammer, Schrecken, Entsetzen und Tod. In den sechs Jahren des dortigen gottlosen Regiments sind über dreiundzwanzig Millionen Menschen durch Hunger, Schwert und Galgen, Gift und Blei aus dem Leben geschafft worden. Ganze Städte sind verödet, weite Gebiete

entvö-

derer

In

probie

ihren

daß

gege

schaft

bürger

Maue

fen.

geschel

ihnen

nun:

und f

Mensf

doch d

rannte

mit ih

gegen

machte

die g

deckung

ern n

sind a

bürger

Des

suchen

der I

Glück

auf de

Wegen

Kulti

In all

erzwin

wenn i

lich,

Schule

heraus

Kinden

allen

ten an

am M

letzten

Schutz

das Pa

Ehe: d

stuben

daß ir

soß, d

tigen k

nur St

Sie wo

und ih

Selbe

großen

hieß ih

man zu

entvölkert. So sieht das versprochene Paradies derer aus, die es ohne Gott machen wollen.

In Mexiko und strichweise in Vorderasien probiert gegenwärtig die Freimaurerei mit ihren Verbündeten ähnliche Rezepte. Nur gut, daß es diesen Menschenfeinden im Anrennen gegen die Gottesmauern der christlichen Gesellschaft nicht selten geht wie einst den Schildbürger. Die hätten auch gern eine unbequeme Mauer umgeworfen. Ein ganz gescheiter unter ihnen meinte nun: Das stärkste und härteste am Menschen sei halt doch der Kopf. So rannten sie denn mit ihren Köpfen gegen die Mauer, machten aber bald die große Entdeckung, daß Mauern noch härter sind als Schildbürgerköpfe.

Deshalb versuchen die Feinde der Kirche ihr Glück so gerne auf den krummen Wegen des stillen Kulturkampfes.

In allen Ländern erzwingen sie, wenn irgend möglich, die „freie Schule“. Gott soll heraus aus den Kinderherzen. In allen Parlamenten arbeiten sie am Abbruch der letzten gesetzlichen Schutzmauern um das Paradies der

Ehe: der Herrgottswinkel in den Familienstuben soll leer werden. Und wird bekannt, daß irgendwo ein Katholik etwas werden soll, dann verführen sie allemal einen richtigen Höllenspektakel. Die Katholiken sollen nur Steuern zahlen und den Buckel hinhalten. Sie wollen nicht, daß Gott über sie herrsche und ihr Helfer und Heiland sei.

Selber wollen sie zu Streich kommen, im großen wie im kleinen. „Völkerbund“ hieß ihre große Verheißung. Aber da kam man zusammen, hielt große Reden, ging wie-

der heim und ließ den Karren laufen. „Abriistung!“ riefen sie laut. Aber da ging's nach dem Rezept: Wasch mir den Pelz, aber mach ihn nicht naß. Und inzwischen wurden allein um Mitteleuropa herum fünfzehn Millionen Soldaten ausgebildet und mit allen grauenvollen Erinnerungen moderner Kriegstechnik ausgestattet. Endlich hielt auch noch der Protestantismus ein „Weltkonzil“.

Aber herausgekommen ist dabei nichts. Dafür jedoch konnte alle Welt sich überzeugen, daß von der sechshundert Vertretern jeder seine besondere Richtung hatte. Und wären noch mehr gekommen, dann wäre das Bild noch bunter geworden, obwohl man vom Gottessohn auf diesem Konzil „um des Friedens willen“ schon gar nicht sprechen durfte.

Ja, wenn die barmherzige Liebe des Weltenheilandes nicht himmelweit u. meer tief wäre, dann hätte er schon längst diese stolze und undankbare Welt verlassen. Und dann gäbe es nur noch friedlose Herzen, zerrissene Familien, haßerfüllte Klassen und Rassen.



Das zweite Bild.

Ist ihr noch zu helfen, der armen Welt? Meister Rittinger hat auch darüber ein ergreifendes Bild gezeichnet. Drogen auf steiler Felsenhöhe kniet die erlöste Menschheit. Innig ruft sie empor: Gott Sohn, Erlöser der Welt, erbarme dich unser! Ihre Fesseln sind gesprengt, hängen aber noch an ihren flehend ausgespannten Armen. Auch in der erlösten Welt ist ja noch Schuld, Not und Tod. Aber der Erlöser war auf Erden, und schau nur:

rundum ragen tausend Kirchtürme empor in den hellen Morgenhimmel. Droben aber, im Licht der aufsteigenden Sonne, erstrahlt das Kreuz und aus der geöffneten Seite des Erlösers fließt sein Blut hernieder und spendet Frieden, Gnade und Segen.

Ja, an den Altären der Weltkirche kann die franke Menschheit wieder gesunden. Da lernt sie trotz allem wieder singen: Hinunter in das tiefe Meer versank des Todes Grauen. . . Mit von Jahr zu Jahr steigender Anteilnahme feiern deshalb die Katholiken ihren Eucharistischen Weltkongreß. Das ist es, was die Welt am nötigsten braucht, mehr Altäre, mehr Tabernakel — mehr Priester. Insbesondere in Frankreich und in den slavischen Völkern ist deren Zahl viel zu gering. In Europa wirken etwas zu 200 000 Seelsorger. Für die ganze übrige Welt bleiben nur noch rund 111 000 Priester. In den einzelnen Heidenländern treffen auf einen einzigen derselben immer noch hundert- bis zweihundertzwanzigtausend Ungetaufte. Und doch schlägt des Erlösers Herz so warm für alle Menschen. Und doch verlangt er mit unendlicher Sehnsucht und Liebe, daß recht bald allen das Brot seiner Lehre und seiner Sakramente gebrochen werde.

Altar, Tabernakel und Ewiges Licht findet man nur noch in den katholischen Gotteshäusern. Die katholische Kirche ist eben die Mutter und das Heil der Völker. Ein Ahnen davon ist auch unter denen erwacht, die sich nicht zu ihr zählen. Wie ein Leuchten geht es über die Welt und darin sehen viele im Osten und im Westen wieder die alte Kirche als letzte Hoffnung der verworrenen, geängstigten, an unzähligen Wunden blutenden Menschheit. Tausende kommen von Morgen und Abend zu ihren Pforten. Und vielleicht ist die Stunde schon nahe, wo der eine Heiland aller Welt sie öffnet und die Seinen aus der Zersplitterung zur Einheit, aus dem Hader zum Frieden führt. Auch nach Ablauf des heiligen Jahres bleibt es unsere große Aufgabe, in diesem Sinne zu beten und zu opfern und vorab durch gutes Beispiel zu wirken. Je heller das Licht im Innern unserer Tempel leuchtet, desto kräftiger wird es auch nach außen strahlen und denen den Weg zur Wahrheit zeigen, die ihn mit reinem Auge und willigem Herzen suchen.

Ja, das heilige Jahr! Auf allen Straßen der Welt ist rund eine Million, davon etwa fünfzigtausend Deutsche, nach Rom gepilgert. Und in allen, die dort die hl. Stätten der

ewigen Stadt besucht haben, ist die Liebe zur Kirche heller entbrannt. Und alle, die den Hl. Vater dort gesehen, sein Wort gehört und seine Hand gefaßt haben, die fühlen sich neu und stark verbunden mit dem Stellvertreter Christi hier auf Erden. Er aber, Pius XI., hat eine Weltmission gehalten, deren Segen nicht ausbleiben kann. Wenn nur die Katholiken allüberall in ihrer Liebe wachsam und treu und in ihrer Treue stark und entschieden sind. Noch so mancher mühte sich manchmal darauf besinnen: Es ist nicht damit geholfen, den Mund zu spitzen, man muß auch pfeifen.

### Das dritte Bild.

Nur eine Straße gibt's zum Frieden der Völker, nur einen Weg zum Glück der Menschen: der Weg zum großen Gott. Steil ist er, hohe Felsenwände engen ihn von der einen Seite, tiefe Abgründe von der anderen. Auch wenn er noch so schön begonnen in der Taufunschuld, im Himmel der Kindheit, im frommen Kreis der christlichen Familie, im christlich umfriedeten Tal der Heimat. Ein mühselig Bergsteigen ist es allermeist. Und man muß fest und treu zusammenstehen. Die Himmelsmutter aber geht gerne voraus, oft so sichtbar wie ein lieb vertrautes Wallfahrtsbild. Und während die Menschen so hinanklettern, schaut der Heiland ihnen, gar oft anscheinend untätig, zu, und doch trägt er immerfort in Liebe und Sorge ihr Schicksal in seiner Hand, gerade so wie die ganze Welt, die er innig und fest an sein göttliches Herz drückt.

Ja, auch unsere Welt und unsere Zeit ist in seiner Hand. Und alle, die guten Willens sind, finden auch aus ihr heim zu seiner Liebe, heim zu ihrem Gott. Auch heute sind die Heiligen nicht ausgestorben in der Kirche Gottes. Und gerade das hl. Jahr brachte diese Tatsache der Welt wieder eindringlich zum Bewußtsein. Nicht weniger als sechs Heiligsprechungen wurden gefeiert. Und außer diesen sechs neuen Heiligen wurden noch hundertsechszwanzig Streiter Christi zur Ehre der Altäre erhoben. Unversiegbar wie in den Zeiten der ersten Christen und ungebrochen wie am ersten Pfingsttag ist auch heute noch die Lebenskraft der katholischen Kirche. Es sind ja auch jetzt noch in Rom weitere zweihundert Prozesse auf Selig- und Heiligsprechung in Behandlung.

Wenigstens zwei der neuen Heiligen seien hier genannt. Der eine deshalb, weil er zu den ganz Großen in der Stadt Gottes gehört,



unser hl. Petrus Canisius. Wir alle sind ihm persönlich zum Danke verpflichtet. Ohne seine unermüdlige Tätigkeit wären wir wohl nicht katholisch. Man nennt ihn nicht umsonst den zweiten hl. Bonifatius. Er hat dem Deutschen einst das Christentum gebracht, Canisius aber hat es ihnen gerettet. Er müßte deshalb noch mehr wie bisher einer unserer Lieblingsheiligen sein.

Und der „kleinen Theresia“ vom Kinde Jesu sei noch gedacht, weil sie nach den Worten des heiligen Vaters ein Wunder der Natur und Gnade war. Wie eine unaussprechlich schöne zarte Blume steht sie im Garten Gottes. Ein Kind schien sie zu sein ihre fünfundzwanzig Lebensjahre hindurch. Und doch zeigte sie eine wahrlich heldenhafte Kraft und Entschiedenheit im Streben nach dem höchsten Ziele. Am 30. September 1897 ist sie gestorben mit den Worten: „O mein Gott, ich liebe dich!“ Und seitdem streut sie einen wahren Rosenregen von Gnade und Segen auf die Erde herab.

Roms feste feiert die ganze katholische Welt mit. Und wenn Rom einzelnen seiner Söhne und Töchter die Krone der Heiligkeit zuerkennt, dann ist es an alle ein Aufruf zu deren Nachfolge. Nicht jeder kann freilich ein Canisius sein und so machtvoll wie er in die Speichen der Geschichte eingreifen. Aber Lieblinge Gottes und aller Menschen Wohlgefallen sind auch die stillen weißen, roten und blauen Blümlein, die abseits der großen Heerstraße des Lebens wachsen und weben und Himmels- tau in ihren Bannkreis herniederziehen. Und als letztes Jahr ein moderner Heide verzweifelt ausrief: „Nur ein Wunder kann die Menschheit von heute retten,“ da hat ihm ein frommer und gescheiter Vater die gute Antwort gegeben: „Jawohl, aber nur das Wunder, das der Mensch sein könnte. Ein Wunder von einem gnadenguten Menschen.“ Die reden nicht viel und machen nicht von sich reden, aber sie leben, lieben, schaffen und leiden. Wenn du auch von diesem Schlag bist, dann ist alles gut. Dann wandere nur froh weiter. Du bist auf deinem Weg zum großen Gott.



## Heiteres aus ernster Zeit.

Aus meinen Erinnerungen an die Altkatholiken-Bewegung im Hegau.

Von R. Sauter.

### 1. Religiöse Homöopathie.

In einer größeren Versammlung der Getreuen in Singen wurde über den Wortlaut der Eingabe verhandelt nach Berichterstattung durch den Referenten. Da meldete sich der praktische Arzt Hühnerwadel, der lange in tiefem Sinnen schweigend dageessen hatte, in dringender Angelegenheit zum Wort. Hühnerwadel hatte das Schlufexamen, das Doktoorexamen, nicht gemacht, das sonst bei den Mediziniern üblich ist. Er machte sich nichts daraus, und es sind ihm auch nicht mehr Patienten gestorben, als seinen Kollegen mit dem Doktorhut. Der Kundenkreis war mit ihm zufrieden. Er war ein allzeit guter, gefälliger Mann, in Gesellschaft der lustigsten einer. Keinem armen oder bedrängten Patienten hatte er je auch nur eine Mark abgenommen, wenn die Behandlung auch noch so lang dauerte. Sonst aber war er das unbestrittene Haupt der altkatholischen Bewegung, der eifrigste von allen Stürmern, der alles römisch-katholische Wesen mit beißendem Spott behandelte bei den Sitzungen im Kreise der Gesinnungsgenossen sowohl, als auch bei Gelegenheit der geselligen Zusammenkünfte in den Gaststätten. Dieser Herr nun ließ sich in besagter Versammlung also vernehmen: „Ihr Herren, wir sind auf falscher Bahn! (Oho aus der Versammlung heraus.) Wir ziehen am falschen Drumm! (Wieso denn?) Nach reiflicher Ueberlegung muß ich euch sagen, so geht es nicht, es ist ein wichtiger Umstand vergessen worden! (Bewegung.) Wenn wir diese Petition um Mitbenutzung der katholischen Kirche nach Karlsruhe schicken, dann wird sie uns zugestanden, denn wir sind eine erhebliche Anzahl, was die Quantität anbelangt und in Bezug auf die Qualität erst recht, wir sind der bessere und intelligentere Teil, wir kennen uns ja genau! Diese Mitbenutzung wird uns zugesprochen werden müssen, denn „gleiches Recht für alle“. (Nun, das wollen wir ja gerade, aus der Versammlung heraus!) Und trotz alledem sage ich, wir sind auf dem Holzweg!! (Ist er denn abtrünnig, will er zu den Römelingen?) Wenn wir diese Mitbenutzung zugestanden erhalten, und das ist gar nicht mehr fraglich, dann gehen die Römischen heraus aus der Kirche: So haben sie es gemacht in Gütenbach, so haben sie es gemacht in Sauldorf und an allen anderen Orten. Wenn aber die Römischen herausgehen, dann müssen wir hinein in die Kirche, sonst sind wir blamiert. — (Das stimmt!) Meine Herren, das in die Kirche laufen, war nie unsere Liebhaberei und, wenn wir diese große katholische Kirche allein haben sollen, ja, dann wächst Gras darin! (Zustimmung.) Also ich schlag vor, wir verzichten auf die Mitbenutzung. Wir dienen dem Frieden damit, wir brauchen das nicht, denn das Recht ist auf unserer Seite, mögen die anderen sagen, was sie wollen! Aber wir sind großmütig, aus purer Friedensliebe verzichten

wir auf unser wohlverworbenes Recht. Wir treten niemand zu nahe und petitionieren lieber nur um die Auslieferung des hiesigen Kaplaneifonds an unsere altkatholische Kirchengemeinde. Dieser Fonds beträgt 40 000 Gulden und aus seinen Revenüen bestreiten wir unsere religiösen Bedürfnisse. Wir lassen den altkatholischen Pfarrer Hofemann aus Konstanz kommen und dieser hält uns hier in der evangelischen Kirche, die uns immer offen ist, Gottesdienst ab, so alle 6 Wochen (Bravo!) oder alle 8 Wochen, Bravo, Bravo!!), das langt für uns gut.“ (Das stimmt!) Hühnerwadel war ein guter Menschenkenner; er kannte sich und auch die Seinigen. Das religiöse Bedürfnis des Einzelnen war gering, klein, wie die Dosis des Homöopathen.

Gegen diese Logik des Herrn Hühnerwadel war nicht anzugehen, und die ganze Versammlung war mit ihm einig.

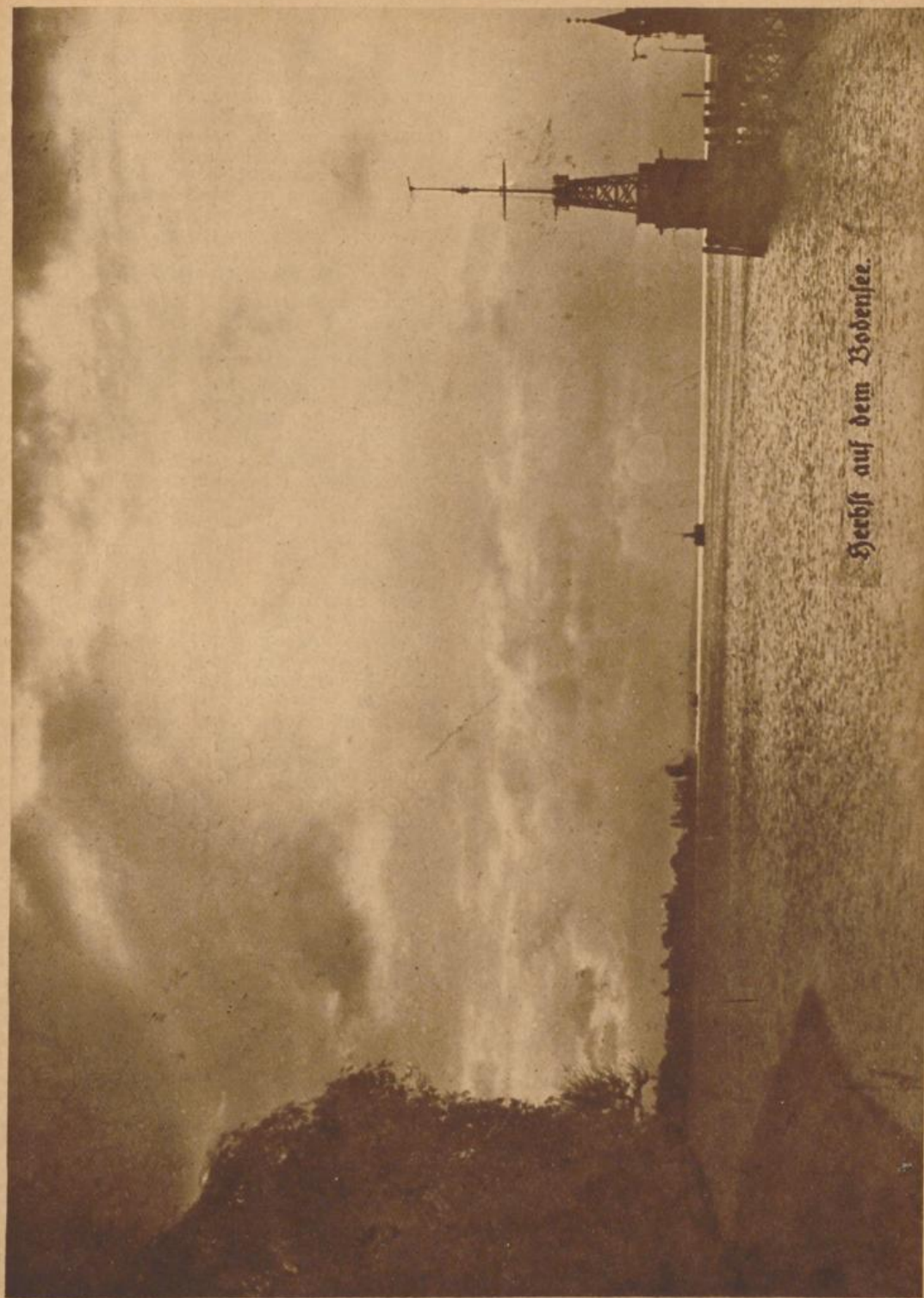
### 2. Die Männerkrankheit.

Auch im Gasthaus zur „Sonne“ wurde mancher Strauß ausgefochten. Doch im allgemeinen war man dort mehr unter sich. Die Sonnenwirtin galt in den Augen der rechtgläubigen Frauen Singens als eine Säule der Kirche. In den Dämmerstunden kam manche schwer bedrängte Frau zu ihr, schüttete das kummervolle Herz aus und erhielt Trost und Rat wegen der Behandlung des Ehemannes. „Man muß die Männer in Güte und Liebe führen und ihnen nicht gleich alles übelnehmen. Weht aber einer zu den Roten“, so sagte die Sonnenwirtin, „dann ist's aus, dann hört die Rücksicht auf, dann darf man ihm Tag und Nacht keine Ruhe mehr lassen. Himmel und Hölle müssen wir ihnen vorstellen, denn wir sind verantwortlich für unsere Männer. Wenn dann einer still wird und gedankenvoll herumgeht, dann muß man ihm aber besonders liebenswürdig und nachsichtig wieder entgegenkommen, und wenn er dann am Sonntag morgen auch nicht gerade ins Hochamt gehen will, oder gar in die Predigt, dann muß man das auch nicht gleich verlangen, wenn er nur in die Frühmesse geht. Und auch in der Frühmesse braucht er nicht gerade vornehin zu gehen in die Männerstühle, nein, wenn er nur noch am hintersten Bank steht, so unter der Orgelbühne, das ist immer noch besser, als wenn er zu den andern hinübergeht, zu den Altkatholischen. Man darf nicht gleich alles auf einmal von den Männern verlangen, nein, nur so nach und nach.“

Man nannte die Sonnenwirtin allgemein nur die schwarze Sonnenwirtin. Das paßte in Bezug auf ihr Äußeres, denn sie hatte schwarze Haare und eine dunkle Gesichtsfarbe. Bezüglich des Innern paßte es erst recht, denn da war sie ganz schwarz — tohlschwarz. Und sie hatte Erfolg, die schwarze Sonnenwirtin, denn wenn die Altkatholiken ihren Gottesdienst abhielten in der evangelischen Kirche, da war die Frauenseite fast ganz leer, während sie in der katholischen Ortikirche

treten  
ur um  
ds an  
Dieser  
seinen  
n Be-  
Bfarrer  
er hält  
e uns  
Bochen  
avo!!),  
ühner-  
kannte  
se Be-  
n, wie  
el war  
ng war

e man-  
meinen  
wirtin  
Frauen  
in den  
örängte  
erz aus  
Behand-  
Männer  
gleich  
Roten",  
s, dann  
m Tag  
nel und  
wir sind  
n dann  
t, dann  
sig und  
wenn er  
nde ins  
t, dann  
wenn  
in der  
hin zu  
er nur  
Orgel-  
wenn er  
olischen.  
on den  
nach."  
ein nur  
Bezug  
haare  
ch des  
ie ganz  
olg, die  
lkatho-  
r evan-  
st ganz  
rtskirche



Herbst auf dem Bodensee.



dicht angefüllt war. Ja, der Altkatholizismus war doch mehr eine Männerkrankheit. Wenn die Natur die Sonnenwirtin zum Mann gestempelt hätte, sie wäre vielleicht ein Diplomat geworden. In den Abendstunden, in Filzpantoffeln und im Filzterton erreichte sie mehr auf ihrem Gebiet, als mancher Diplomat mit Stempel, Brief und Siegel in seinen Diensten.

### 3. Der Diplomat.

Die Sonnenwirtin war eine gute Frau. Mehr noch als ihr Geschäft lag ihr das Wohl der Menschheit am Herzen. Eines Abends, in vorgeückter Stunde, war der Tierarzt von Rielsingens noch in ihrer Wirtschaft, machte in hoher Politik und trant in rascher Folge ein Viertel Wein nach dem anderen. Die Frau bangte um seine Heimkunft, und als er wieder ein Viertel bestellte, zögerte sie so lange, als es ihr möglich war, mit dem Einschenken. Als das Glas wieder geleert war, überhörte sie die Bestellung ganz, bis der Tierarzt energisch wurde und sein leeres Glas unfanst auf den Tisch stieß. Kurz darauf bei einer abermaligen Bestellung faßte sich die Sonnenwirtin ein Herz und sagte bellommen: „Herr Tierarzt, es ist halt schon so spät und draußen ist so dunkel und Sie haben so einen weiten Weg, ich meine, Sie sollten nichts mehr trinken.“ Der Tierarzt lachte hell auf und sagte: „Diesen Weg habe ich zu jeder Stunde der Nacht schon gemacht, den kenne ich, wie meine Westentasche“, und trant weiter. Die Frau Sonnenwirtin war nicht verstanden worden. Als das Glas wieder leer war, und die Wirkung des Ortenauer immer augenscheinlicher wurde, brachte die Wirtin es nicht mehr über sich und erklärte ganz kategorisch: „Jetzt schenke ich Ihnen nicht mehr ein, es könnte Ihnen schlecht werden.“ Da fiel der Tierarzt aus der Rolle und rief: „Du a'te Ruh, was geht das dich an, wenn es mir schlecht wird!“ Offenbar wähnte er sich momentan in seinem Beruf und erweiterte im Dunst des Weines die Grenzlinien der ihm näher gelegenen Zoologie bis auf die Sonnenwirtin. Schönöder ist wohlgemeinte Fürsorge einer edlen Seele wahrlich noch nie gelohnt worden. Die schwarze Sonnenwirtin war aber eine christliche Frau, sie konnte verzeihen. Ja, sie tat noch mehr als das, sie sammelte glühende Kohlen auf das Haupt ihres Beleidigers. Denn als in mitternächtlicher Stunde der Hausknecht Paule, der mit dem krummen Fuß, sich anschickte, das Bernerwägel in den Hof vor der Sonne zu ziehen, und als dann der Tierarzt auf ein dickes Strohlager hinten darauf gebettet wurde, da war sie es, die ihm noch ein Polster unter das Haupt schob und ihn in zwei warme Wolldecken einhüllte, auf daß er bei seiner nächtlichen Fahrt keinen Schaden nehme. Paule fuhr in die schwarze Nacht hinaus, auf holprigem Wege Rielsingens zu, wo er vor dem Hause des Tierarztes die schwere Bürde mit etwas Schwierigkeit, aber schließlich doch glücklich ablad. Wie die beiden von der Frau des Hauses aufgenommen wurden, hat man nie erfahren. Paule war schweigsam, stumm wie das Grab, wenn es gewünscht wurde. Die Besorgnis

um den Tierarzt wurde nach wenigen Tagen aber ganz gehoben. Er saß wohlbehalten wieder in der „Sonne“, behandelte die Wirtin mit Respekt, wenigstens vorläufig und stürzte sich mit dem guten Wein aus der Ortenau bei Offenburg, wo die Familie des Sonnenwirts eigenes Reb-gelände besaß, recht ausgiebig. Augenscheinlich war er trotz der Strapazen der alte geblieben. Auch seine Popularität hatte keinen Schaden gelitten, so wenig wie das Vertrauen bei seinen Patienten und den Viehhaltern. Die Sonnenwirtin aber als Diplomat hatte gesiegt.

### 4. Der Dreiviertelsdoktor.

Nach Auslieferung des Kaplaneifonds an die Altkatholiken wurde die Spannung in der Bevölkerung Singens erst recht scharf. Die Zeitungsfehden wurden immer heftiger. Gegen die Förderer der Bewegung in der Konstanzer Zeitung richtete sich die energische Abwehr der Gegner in der „Freien Stimme“ zu Radolfzell, die sich besonders mit dem Führer der Altkatholiken, dem praktischen Hühnerwadel, beschäftigte und ihn den Dreiviertelsdoktor und noch einiges mehr nannte, weil er ja, wie schon berichtet, nicht zum Doktor promoviert war und als der Hauptstörenfried zu Singen galt. Man konnte auch von den Gegnern füglich nicht verlangen, daß sie in ewig himmlischer Geduld geradezu alles über sich ergehen lassen sollten. Es war nicht möglich, engelgleich an Ergebung zu bleiben in solcher Umgebung. Hühnerwadel stellte nun Strafantrag wegen schwerer Beleidigung usw. Er persönlich hätte es nicht getan, zum Rabi zu laufen war nicht nach seinem Sinn, denn er war nicht empfindlich und in der Wahl seiner Ausdrücke in Wort und Schrift nichts weniger als wählerisch. Aber er wurde veranlaßt von den Gesinnungsgenossen, welche dem frechen „Hezblatt am Bodensee“, das immer noch eine eigene Meinung zu haben und sie sogar öffentlich zu verteidigen wagte, den Mund endlich schließen wollten für längere Zeit. Ein Exempel sollte statuiert werden. Vor dem Amtsgericht in Radolfzell kam der Prozeß zum Austrag. Die „Freie Stimme“ hatte bis dahin als Redakteur den Kaplan Werber, den nachmaligen Stadtpfarrer und Monsignore. Es regnete damals Geldstrafen und es war gar nicht ausgeschlossen, daß bald Gefängnisstrafen folgen könnten. Das Damoklesschwert hing an schwachem Faden über dem Redaktionsessel und eine scheinbare Kleinigkeit konnte es niedersaufen lassen.

Kaplan Werber war unmöglich zu entbehren, und so mußte eine andere Persönlichkeit gefunden werden, welche verantwortlich zeichnen und alle Eventualitäten auf sich nehmen sollte. Man fand sie in der Person des Verlegers — des alten Moriel. Dieser Mann, äußerlich noch etwas altmodisch, sonst aber auf der Höhe jener Zeit, war begeisterungs- und opferfähig, ihm war die Tendenz und Richtung seiner Zeitung nicht etwa Geschäfts-, sondern Herzenssache. Er war der bravste Mann im Hegau, vielleicht im ganzen Seckreis, noch nie von der Bahn des Rechtes abgewichen, nicht einmal gestrauchelt hatte er auf

dem Pfad der Rechtschaffenheit und war auch in der Zeit seiner schon etwas weit zurückliegenden Jugend nie mit der Polizei in Konflikt gekommen wegen nächtlicher Ruhestörung oder ähnlichen Delikten geringerer Art. Dies Kind, kein Engel ist so rein, hatte nun, zwar nicht den Redaktionsstuhl der „Freien Stimme“, aber doch die Verantwortung dafür übernommen, als jener beleidigende Artikel von Singen zur Veröffentlichung kam.

Die Regierung machte in dem Altkatholiken-gesetz keinen Unterschied zwischen den treu gebliebenen römisch-katholischen Glaubensbrüdern und den sogenannten „Altkatholiken“ und so konnte es passieren, daß der beste Katholik wegen „Herabsetzung eines katholischen Religionsdieners“, wegen „Beschimpfung katholischer Einrichtungen“, wegen „Schmähung des katholischen Gottesdienstes“ usw. usw. in Anklagezustand versetzt wurde. Dann gab es auch noch einen Paragraph vom „grobem Unfug“ und der war dehnbar wie Gummi elastikum, unter dem konnte man überhaupt alles unterbringen, was sonst einige Schwierigkeiten hätte bereiten können. Am Verhandlungstag war eine beträchtliche Anzahl von Zuhörern aus Singen und Umgebung nach Radolfzell geeilt aus beiden Lagern, Freunde und Gegner des Klägers. Niemand hatte geahnt, daß so eine ernste Sache ein so komisches Interesse erleben würde. Mit feierlicher Aufmachung wurde die Verhandlung eröffnet und so stand nun der gute Moriell zum erstenmal in seinem langen Leben als Angeklagter vor den Schranken des Gerichts, den blutgierigen Blicken der Gegner ausgefetzt.

Er hatte sich gut herausgeputzt für diesen Tag. Die Haare, soweit sie noch vorhanden waren, hatte er nach vorne gekämmt, der hohen Stirne zu, er trug große Vatermörder, welche die beiderseitigen Ohrläppchen ständig in Gefahr brachten, ein schwarzes, großes Halstuch aus Seide hatte er um den Hals geknotet, der blaue Rock trug hohe Ärmel und einen noch höheren Kragen, der das halbe Hinterhaupt bedeckte. So stand er da, ein anheimelndes Bild aus der Biedermaierzeit. Die ersten Fragen, die Generalfragen über Geburt, Zivilstand, Beruf usw. boten kein besonderes Interesse. Dann frug der vorsitzende Richter: „Nun, Angeklagter, welches Prinzip verfolgen Sie in Ihrer Zeitung?“ Unter lautloser Stille erklärte Moriell mit dem Mut des Bekenners: „Ich verfolge die katholische Kirche!“

Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte es die starr aufschauenden Anwesenden, und dann brach ein erst unterdrücktes und dann hemmungslos herausflutendes Lachen aus allen Kehlen, dem sich auch das Gerichtspersonal nicht entziehen konnte. Es lachte der Richter, es lachte die Kommission, es lachten die Zuhörer, ob Freund, ob Gegner des Angeklagten. Moriell allein sah sich fragend um, er war noch nicht recht im Bild über die komische Situation, die er durch seine in leicht begreiflicher Aufregung gegebene Erklärung hervorgerufen hatte. Der Richter biß sich fast die Lippen wund, um die Würde des Hauses zu retten, und sagte entgegenkommend: „Der Angeklagte will wohl sagen, er verfolge die Interessen der katholischen Kirche, er trete ein für dieselben in seiner Zeitung.“ Erleichtert bestätigte Moriell das, übernahm auch die Verantwortung für den Artikel und erklärte sich mit der Miene eines Opferlammes bereit, alle Folgen zu tragen. Es war alles umsonst, es kam kein Ernst mehr in dieser Verhandlung auf, auch dann nicht, als Moriell angab, er habe nie die Absicht der Beleidigung gehabt, habe auch weder Unwahreres noch Unbekanntes über Hühnerwadel ausgesprochen, wie in Singen jedes Kind wisse; da der Kläger der Angreifer sei in der Konstanzer Zeitung, habe er nur als Katholik und Zeitungsredakteur die Interessen seiner Kirche vertreten, wozu ihm niemand das Recht bestreiten könne usw. Das hatte der Angeklagte also gut behalten. — Und das Gericht war gnädig. Die Harmlosigkeit Moriells war ja auch zu augenscheinlich. Mit der geringsten in diesem Falle zulässigen Strafe wurde der Angeklagte belegt, und er nahm sie auch sofort an, war ihm doch gegeben, nunmehr etwas, wenn auch nicht gerade viel zu leiden um der Gerechtigkeit willen. — Er war zufrieden. — Die zahlreich aus Singen herüber gekommenen Gegner Moriells machten in ausgiebigster Weise ihre Woffen über ihn und lachten überlaut, sie mußten also auch wohl zufrieden sein. — Erst recht zufrieden aber waren die Freunde Moriells und Gegner Hühnerwadels aus Singen, die angesichts des ersten Beginns der Verhandlung das mit ihrem „Dreiviertel-doktor“ gemachte Späßchen etwas teurer eingeschätzt hatten. So hatte es sich ja nun wohl rentiert. — Selten nur dürfte eine Gerichtsverhandlung den Angeklagten und beide Parteien so gleichmäßig befriedigt haben.





## Die Kirche von Engen

Im romanischen Giebelfeld der Kirche von Engen steht die alte Inschrift:

Diz machat ane swaere Rudolf der muraere.

d. h. Dies machte ohne Beschweris Rudolf der Maurer.

+

Zu Engen steht am Berge  
ein ragend Gotteshaus.  
In fleißgefügetem Werke  
schauts hell ins Tal hinaus  
und hat in frommem Lieben  
im Giebelfeld geschrieben:  
Diz machat ane swaere  
Rudolf der muraere.

So werdet wieder Stolz und schlicht  
wie Rudolf der Maurer von Engen,  
auf Ziel und Zweck den Sinn gericht',  
ein frohes Herz, ein hell Gesicht,  
in Zucht und frommen Strengen,  
dann werkt ihr ohne Schwere  
wie Rudolf der muraere.

Wilhelm Stadt.

Den  
sie w  
ringen  
alle  
Maße  
heirat  
übung  
Hälfte  
gerin  
halt

N  
Birke  
war  
und d  
lästige  
mehr  
diese  
stand  
Ehew  
es als

W  
Ehew  
einen  
schöne  
sere d  
für d  
Darau  
liche  
und n

N  
gange  
stellte  
nächst  
zwischen

N  
notab  
spruch  
mußt  
kostete  
hatten  
schert

zur  
warte  
der K  
lichen  
man  
Kopfn  
einge  
weiße  
Eier  
Das  
träml  
weg  
Dorf  
haben  
drei

In  
schon  
stande  
Ding  
nur a

## Die Geschichte von den drei Schlaubergern.

Der Hennemeyer, der Hubersfriß und der Mauerkarli waren nicht allein drei arme Schlucker, sie waren auch in der Kopfweite von gleich geringem Ausmaß. Aber eineweg hatten sie gar allezeit einen großen Durst und liebten über alle Maßen ein Gaudl. Da sie auch alle drei verheiratet waren, brachte sie dieser Art Tugendübung doch gar oft in Widerstreit mit der besseren Hälfte daheim, war doch das Geld alleweil die geringste Sorg' in ihrem Haushalt, denn es war halt alleweil keines da.

Nun kam wieder einmal der Schürzlimarkt zu Birkenzingen in verlodende Nähe gerückt. Das war allemal eine Gelegenheit, dem Wochenfronen und dem Taglohnern wie ein geplagter Ochse dem lästigen Kummer zu entschlüpfen. Wenn jetzt nurmehr die Weiber nicht gewesen wären. Denn daß diese von vornherein anderer Meinung waren, verstand sich von selbst, was wären sie sonst die drei Eheweiber dieser drei Schlaule gewesen. Jetzt galt es also zunächst, deren Willen zu brechen.

Mit was aber bricht man eines gestrengen Eheweibes Willen, wenn es den Schlenker auf einen Jahrmarkt gibt? Indem man ihm ein gar schönes Krämlein verspricht. So tatens auch unsere drei Schlaubergern. Vor allem versprochen sie, für den Kochhasen etwas Apartes einzuharnstern. Daraufhin erreichten sie denn auch die oberhoheitliche Genehmigung ihres Ministeriums des Innern und man ließ sie laufen.

Nun war ja der tiefere Drang dieses Marktanges das Einstellen des Dursttieres. Und so stellten sie auch das ihrige ein schon bei der aller-nächsten wie überhaupt bei jeder Gelegenheit, dazwischen hinein sie dann zu tramen gedachten.

Nun aber, was? — „Etwas nützliches und, notabene, wo nit viel kost“ lautete der Wahlspruch unserer drei Schlaule, denn das Dursttier mußte doch auch seine Tränke haben und die kostete bei solchem Durst nit wenig. Zudem hatten sie sich um Haushaltsachen nie groß geschert als nur darum, daß es allemal 'locht war zur Essenszeit. Und wenn es nit 'locht war, da warteten sie halt auch mit ihrem Schöpfel, damit der Kochlöffel keine Bekanntschaft mit ihren leidlichen „Löffeln“ machte. Nun aber, was tramt man denn? Zum Ueberfluß war ihre geringe Kopfweit' durch den Alkohol grad noch einmal eingengt. Schließlich tramte der eine ein blütenweißes Kaisermehl, der ander' ein halbes Duzend Eier und der dritte gar etliche Pfündlein Salz. Das waren nun freilich ganz aparte Jahrmarktsträmlein, darum man schon einen Zweistundenweg machen durst', derweil mans ja im eigenen Dorf beim Krämer grad so gut hätt' können haben. Aber dafür warens ja eben auch unsere drei Schlaule mit dem geringen Ausmaß.

Immerhin, alles in einem genommen, ließ sich schon ein komfortabler Eierkuchen mit dem Erstandenen bemerkstelligen und so waren die drei Ding eineweg drei gute Ding. Jetzt, wenn sie nur auch heimgegangen wären.

Zwischen diesen Handel hinein stellten sie aber immer wieder auch ihr Dursttier ein. Und sie stellten es schließlich so lange ein, daß es vor lauter Einstellen überhaupt nit mehr stehen konnt'. Das eine mehr, das andere weniger. Aber gar mächtig schwankten sie alle dreie und ihre Säd' hatten sie mit der erstandenen War förmlich aufgeplustert.

Unterwegs dann plochte der eine als einmal da hin, der andere dorthin, und Kalberei hatten sie alle dreie in ihrem, einen Ringreihen tanzendem Sinn. Ob dann die Liegerstatt schließlich ein Wasenbord oder ein Straßengraben war, zum Besinnen war keine Zeit. Hoppla, da liegt! Wenn nicht das „Herzwasser, mitsamt dem Gütterle“, so immerhin diese Dreie mit ihrem Krämlein. Und regnen tat es zu allem Ueberfluß auch noch laibisch. Das Wasser stund nummen so in Gümpen umeinander' und sie lagen zuguterleht gar regelrecht in einem Wassergraben, sie mitsamt ihrem Krämlein. Aber heim kamen sie dennoch.

Das ob solchem Aufzug nichts gutes ahnende Weib leiste denn auch gleich. Zur Beschwichigung langte aber siegesgewiß ein jeder allso gleich in seinen Säd, feierlich und mit gar wichtigem Getun und langte — der eine zwar kein Mehl, aber — o mein, diese Gesichter! — einen regelrechten Mehlbrei, in dem zudem etliche Zigarrenstumpen wie Zibeben steckten und es war nur schad, daß er nicht auch noch Streichhölzle in dem Säd hatte gehabt, wär sonst der Kuchen schon auch gebacken gewesen. Und sell ohne Preßhef und ohne Hirschhornsalz.

Merkwürdigerweil', wo doch nun alles zum Baden so bereit war, machte sich aber die Pfann' mehr mit des Schlaules Kopf als mit dem Säd'brei zu schaffen und es gab einen mächtigen Trieb, auch ohne Hef', nämlich bei des Hennemeyers Weibli und an des Schlaules Kopf.

Beim Hubersfriß war auch eine Verwandlung vor sich gegangen. Denn der hatte keine Eier mehr, dafür aber einen rechten, goldiggelben Eierdotzsch, fertig, in eine Schmalzpfanne geschlagen zu werden. Auch hier wiederholte sich das Pfannenschicksal, darenin zwar keine Eier geschlagen wurden, die aber dafür um so energischer dem Eierträger um den ohnedes schon argen Brummschädel geschlagen wurde und aus dem „Dotzsch“ ward ein „Datzsch“ und das in gar mannigfaltiger Vervielfältigung und ein Ohrenschmalz gabs anstelle des eingesparten Antenschmalzes.

Doch nun der Mauerkarli, der dritte von den drei Schlaulen? Der war nun gleich der Oberschlaule gewesen. Von den andern zwei hatte wenigstens der eine in einen Mehlbrei, der andere in einen Eierdotzsch langen können. Der dritte nun, der Mauerkarli, langte zu seinem allergrößten Schreck in lauter leere Säd'. Und hatte sie doch am meisten aufgeplustert gehabt. „Räuber, Mörder, Dieb!“ lamentierte er daher in

seiner begreiflichen Bestürzung und Verlegenheit, nicht einmal den Anschein eines Krämleins aufweisen zu können. Und er hatte doch auch getraut, und dazu ein Salz, ein gar feines Tafelsalz? Wo er nun so ohne ein Krämlein oder auch nur den Anschein eines solchen vor seinem gestrengen Eheweib stand, da hatte er, obgleich sie ja alle dreie nicht gut standen, vor den andern zweien doch den schwersten Stand. Die andern

zweie hatten wenigstens Mehlbrei und Eierdotzsch als „Zeichen, daß ich dein gedacht“, er aber konnt' nicht einmal das nötige Salz an die heisse Geschichte tun, derweil ihm dasselbe durch das Grabenwasser war ausgelaugt worden und ihm die ganze Jahrmarktskrämerei nun am allerärgsten versalzen war, weil er ein Salz überhaupt nit hatte. . . . Das ist die Geschichte von den drei Schlaubergern. K.

## Übermut tut selten gut.

Es sollt' keiner mit Naturgewalten seinen Spott treiben. Denn Natur ist Schöpfung, ob es den Halm, den Baum, ob es Gebein, Gestein und Wasser oder die stumme Kreatur betrifft, vielmehr begegne man allem göttlich Geschaffenen nur mit Schauern der Ehrfurcht. Nicht allen Menschen scheint indessen diese würdige Einstellung gegeben zu sein und so war es auch beim Heinerbäd eines Städtleins am Oberrhein.

Er war ein frischer, kräftiger Bursch und nahm den Kampf mit allem auf, auch mit dem nassen Element. So war er auch ein Schwimmer wie wenige seines Alters. Vor allem im Rheinwasser hantierte er, wie sonst die anderen Sterblichen es nur auf Gottes Erdboden zu tun pflegen. Aber bei ihm hatte das Wasser geradezu Balken. Und doch ist der Rhein an jener Stelle, wo er seinem Gebirgsbruder Aare die Hand langt zu ewiger Freundschaft, ein gar ungeschlachter Geselle.

Nun socht eben fürderhin Ungeschlachtheit gegen Ungeschlachtheit, der Uebermut zweier Jugendlischer rief sich aneinander. Wer würde schließlich der Sieger bleiben? Zunächst blieb es stets unser Heinerbäd. Dabei hatte er noch eine Besonderheit. Er badete nämlich nicht wie andere Leut', also herrgottserhschaffen, mit Schwimmoj', er badete vielmehr wie er von der Arbeit weg kam, in Hof' und Arbeitsblus', seinem Welschehemd. „Platz do für en Wütige!“ kam er regelmäßig angestürmt und gumpfte mitsamt seinem „Häs“ ins Wasser und vollführte da seine Kapriolen.

Was Wunder, daß er bei der Jugend wie bei den Altergenossen der Hahn im Korb, odet, um beim Wasser zu bleiben, der Hecht im Karpfenteich war? Er stampfte, knetete, durchwalkte das Wasser, als hätt' er den Brotteig seiner Badstüb' vor sich. Er ließ sich von ihm tragen, schwamm ihm zuwieder, durchschnitt es kühn ans Schweizerufer. Mit Hof' und Welschehemd dann stieg er wieder ans Land wie eine Wassernitz mit ihrem Schleierhäs und marschierte nun also slatschnaf heim. Frau Sonne oder auch der Badofen konnten ihm ja die Montur auf dem Leibe trocknen, brauchte es da gar keinen besonderen Ständer. So hatte der Heinerbäd seine Manieren.

Er hatte aber ebenso seine Unarten, und das „Uebermut tut selten gut“ hätt' er wohl beizeiten bedenken dürfen. Wenn er nämlich so mitten in seinem Gaudi, seinem Element war und die Kumpanen und Spezen hielten nur so den Schnaufer an vor Spannung und Erwartung, ob es wieder einmal gut ausgeht — oder auch nicht, da konnt' er plötzlich anheben mit einem Gezappele, als hab sich ein Krebs in einen Fuß verschert und er wollt ihn nun mit seinem Gezappele fortschlenkern. Oder als sei er gar kein Wasserkundiger, vielmehr ein Erstling erst und er verzwing das Wasser nicht mehr, dieses aber verzwing ihn und er brauche eine Hilf'. „Hilf, Hilf!“ schrie er schließlich im tollsten Uebermut und — man wußt ja um seine Kapriolen — man lachte an den Ufern weidlich. Ja, der Heinerbäd konnte es, der verstand sich aufs Wasser wie keiner.

Aber: Uebermut tut selten gut. Man soll auch den Teufel nicht an die Wand malen, ein Unheil nicht heraufbeschwören. Der Krug geht schließlich zum Brunnen, bis er bricht. Wer sich in Gefahr begibt, der geht drinn um. Dieses Unheil, dieses Kruggehen, diese Gefahr, dieser sträflich getriebene Uebermut brachte es schließlich mit sich, daß er einmal um Hilfe rief, als ihm die Rot, die Wasserrot, wirklich am Halse stand, aber niemand glaubte ihm seine Not. Es stand Hilfe am Wasser und stand Hilfe im Wasser, aber sie legte nicht Hand an, vielmehr sie lachte, wie er ihnen das Lachen eben gelehrt hatte. . . .

Mit Naturgewalten soll man keinen Spott treiben.

Zu hundertmalen hatte er mit dem „Hilf, Hilf!“ seinen sträflichen Uebermut getrieben. Und jetzt, wo er das eine alleinzigemal Hilfe und Rettung brauchte, brachte sie ihm niemand. Ja, man lachte ihn sogar aus . . . verweigerte sie ihm . . . slatschte zu seinem Tode . . . zu seinem schauerlichen Tode.

Uebermut tut selten gut! Weit, weit unterhalb der Badestelle, von den Wasserfluten wie ein Spielball, ein Holzstück getrieben, ward er dann ans Ufer geworfen — als Leiche. Uebermut tut selten gut! hat daher der Kalendermann dieses traurige Stücklein wohl zu Recht überschrieben.

K.

D  
N  
Dorf  
Luft  
Luft  
paar  
heim  
pflegte  
wöch  
Kurtap  
einer  
hob.  
zug die  
tage w  
oblie  
Seiner  
bartig  
Poliz  
Blasfu  
benz.  
Sein  
rühmt  
dank  
blinzel  
rings  
herum  
lichter  
steigen  
nen  
pflanz  
einem  
nen S  
nen  
seinem  
lizeidi  
sius  
der u  
lieblich  
den M  
sehr  
reichen  
Die F  
gebung  
glühro  
balken  
Blas  
hatte  
genom  
Kurtap  
aber l  
zulage  
versted  
hatte